

(Nachdruck verboten.)

33]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Jurgis zögerte, ein wenig verwirrt; dann begann er zu erklären, daß sie sehr arm wären — daß es schwer sei, sich Arbeit zu verschaffen.

„Ich verstehe,“ sagte der Richter. „Sie hielten es also für richtiger, ihn zu Boden zu schlagen.“ Er wandte sich dem Kläger zu und fragte: „Ist irgend etwas Wahres an dieser Geschichte, Mr. Connor?“

„Keine Spur, Euer Ehren,“ sagte der Boß. „Es ist recht unangenehm, — fast jedesmal, wenn eine Frau entlassen wird, erzählen sie irgend eine derartige Geschichte.“

„Ja, ich weiß,“ sagte der Richter. „Ich höre es oft genug. Der Kerl scheint Sie ziemlich übel zugerichtet zu haben. Dreißig Tage und die Kosten. Nächster Fall.“

Jurgis hatte ganz verblüfft zugehört. Erst als der Polizist, der ihn am Arm hielt, sich umdrehte, um ihn abzuführen, wurde es ihm klar, daß sein Urteil gesprochen war. Er blickte wild um sich. „Dreißig Tage!“ keuchte er. Und dann stürzte er auf den Richter zu. „Was wird aus meiner Familie werden?“ schrie er verzweifelt. „Ich habe Frau und Kind, Herr, und sie haben kein Geld, — mein Gott, sie werden verhungern!“

„Das hätten Sie sich überlegen sollen, ehe Sie den Herrn anfielen,“ sagte der Richter trocken, indem er sich nach dem nächsten Gefangenen umfah.

Jurgis wollte noch etwas sagen, aber der Polizist hatte ihn am Kragen gepackt und würgte ihn, und ein zweiter Polizist kam mit augenscheinlich feindseligen Absichten auf ihn zu. So ließ er sich denn abführen. Ganz hinten im Saal sah er Elzbieta und Kotrina, die sich von ihren Sitzen erhoben hatten und mit entsetzten Gesichtern zu ihm hinüberstarrten; er machte einen Versuch, zu ihnen zu kommen, aber schon drehte die Hand des Polizisten an seinem Kragen, — er neigte den Kopf und ergab sich in sein Schicksal; und sobald die Sitzung zu Ende war, führte man ihn zu der „Schwarzen Maria“ hinunter und fuhr mit ihm davon.

Diesmal war Jurgis' Bestimmungsort das „Bridewell“, ein kleines Gefängnis, in welchem die Gefangenen des Landbezirks Cook ihre Zeit abtun. Es war noch schmutziger und voller als das andere Gefängnis; alles unbedeutende Gefindel aus dem letzteren war hierher abgeschoben worden, kleine Diebe und Schwindler, Rowdies und Bagabunden. Als Zellengenossen hatte Jurgis einen italienischen Obstverkäufer, der sich geweigert hatte, sein Scherflein an den Polizisten zu zahlen und deshalb verhaftet worden war, weil er ein großes Taschenmesser bei sich trug; da er kein Wort Englisch verstand, war unser Freund froh, als er entlassen wurde. Auf ihn folgte ein norwegischer Schiffer, der in der Trunkenheit bei einem Straßenfandal ein Ohr verloren hatte; er war ein zänkischer Geselle und verwünschte Jurgis, wenn er sich in seinem Bett bewegte, weil die Kellerrasseln dann von der oberen auf die untere Matratze herabfielen. Es wäre geradezu unerträglich gewesen, mit diesem wilden Tier in einer Zelle zu leben, wenn man die Gefangenen nicht den ganzen Tag über zum Steine klopfen angehalten hätte.

Zehn von den dreißig Tagen verbrachte Jurgis auf diese Weise, ohne das geringste von seiner Familie zu hören; dann kam eines Tages ein Aufseher und teilte ihm mit, daß Besuch für ihn da sei. Jurgis wurde kaltweiß und so schwach in den Knien, daß er kaum aus der Zelle hinauszugehen vermochte.

Der Mann führte ihn durch einen langen Gang und eine Treppe hinunter nach dem Besuchszimmer, das wie die Zellen mit eisernen Gittern versehen war. Durch das Gitter hindurch konnte Jurgis jemand auf einem Stuhl sitzen sehen; und als er ins Zimmer trat, sprang die Persönlichkeit auf, und er sah, daß es der kleine Stanislovas war. Beim Anblick eines heimischen Gesichts war der Mann vollständig überwältigt, — er mußte sich an einem Stuhl festhalten und legte die andere Hand an die Stirn, als ob er einen Nebel beseitigen wollte. „Nun?“ sagte er mit schwacher Stimme.

Der kleine Stanislovas zitterte ebenfalls und vermochte vor Angst kaum zu sprechen. „Sie — sie haben mich hergeschickt, um Dir zu sagen —“ stieß er hervor.

„Nun?“ wiederholte Jurgis.

Er folgte dem Blick des Knaben zu dem Aufseher hinüber, der dabeistand und sie bewachte. „Ach, kehre Dich nicht daran!“ rief Jurgis in höchster Erregung. „Wie geht es ihnen?“

„Ona ist sehr krank,“ sagte Stanislovas, „und wir sind am Verhungern. Wir können so nicht fertig werden; wir dachten, Du könntest uns vielleicht helfen?“

Jurgis packte die Stuhllehne fester; dicke Schweißperlen traten auf seine Stirn, und seine Hand zitterte. „Ich — kann Euch — nicht helfen,“ sagte er.

„Ona liegt den ganzen Tag in ihrer Stube,“ fuhr der Knabe atemlos fort. „Sie will nichts essen und weint immerzu. Sie will nicht sagen, was ihr fehlt, und will nicht zur Arbeit gehen. Dann kam vor langer Zeit schon der Mann wegen der Miete. Er war sehr böse. Und vor acht Tagen kam er wieder. Er sagte, er würde uns zum Hause rauswerfen. Und Marija —“

Ein Schluchzen erstickte seine Stimme; er hielt inne. „Was ist mit Marija?“ rief Jurgis.

„Sie hat sich in die Hand geschnitten,“ sagte der Knabe. „Diesmal hat sie sich ganz schlimm geschnitten, schlimmer als voriges Mal. Sie kann nicht arbeiten, und die Hand wird ganz grün, und der Gesellschaftsarzt sagt, sie würde — sie würde sie sich vielleicht abnehmen lassen müssen. Und Marija weint immerzu — ihr Geld ist auch beinahe ganz alle, und wir können die Miete und Zinsen für das Haus nicht bezahlen; und wir haben keine Kohlen, und nichts mehr zu essen, und der Mann im Kaufmannsladen, der sagt —“

Der kleine Kerl hielt abermals inne und begann zu weinen. „Weiter!“ keuchte der andere wie ein Rasender. „Weiter!“

„Ich — ich will ja auch!“ schluchzte Stanislovas. „Es ist immer so — so kalt. Und vorigen Sonntag hat es wieder geschneit — und ich konnte — ich konnte nicht zur Arbeit gehen!“

„Herrgott!“ brüllte Jurgis auf und machte einen Schritt auf den Knaben zu. Es lag ein alter Haß zwischen ihnen, wegen des Schnees — seit jenem schrecklichen Tage, an dem der Knabe sich die Finger erfroren hatte und Jurgis ihn hatte prügeln müssen, um ihn zu veranlassen, wieder an die Arbeit zu gehen. Jetzt ballte er die Fäuste und sah aus, als ob er das Gitter zerbrechen werde. „Du kleiner Kalunfel!“ schrie er. „Du hast es nicht versucht!“

„Doch! Doch! Ich hab es versucht!“ jammerte Stanislovas, entsetzt zurückweichend. „Ich hab es den ganzen Tag versucht — zwei Tage lang. Elzbieta war mit, und die konnte es auch nicht. Wir konnten gar nicht vorwärts kommen, der Schnee lag so hoch. Und wir hatten nichts zu essen, und es war — ach! es war so kalt! Ich hab' es versucht, und am dritten Tag kam Ona mit —“

„Ona!“

„Ja. Sie versuchte auch, Arbeit zu bekommen. Sie mußte! Wir waren ja alle am Verhungern. Aber sie hatte ihre Stelle verloren —“

Jurgis taumelte und rang nach Luft. „Sie ist da wieder hingegangen?“ schrie er.

„Sie hat es versucht,“ sagte der Knabe, ihn verwundert ansehend. „Warum nicht, Jurgis?“

Der Mann atmete mehrere Male laut und schwer. „Weiter — weiter,“ keuchte er schließlich.

„Ich ging mit ihr,“ fuhr Stanislovas fort, „aber Miß Henderson wollte sie nicht wiedernehmen. Und Connor sah sie und schlachte. Er war noch ganz verbunden, — warum hast Du ihn gehauen, Jurgis? (Es steckte irgend ein interessantes Geheimnis dahinter, das wußte der kleine Bursche; aber es gelang ihm nicht, dahinterzukommen!)“

Jurgis konnte nichts sagen, er stierte nur vor sich hin, und die Augen traten ihm fast aus den Höhlen. „Sie hat versucht, anderswo Arbeit zu bekommen,“ fuhr der Knabe

Fort, „aber sie ist so flau, daß sie es nicht aushält. Und mein Bob wollte mich auch nicht wiedernehmen, — Ona sagt, er kenne Connor, und daran läge es; sie sind jetzt alle böse auf uns. Und deshalb muß ich nun in die Stadt gehen und Zeitungen verkaufen, mit den anderen Zungen und Kotrina —“

Kotrina!

„Ja, sie hat auch Zeitungen verkauft. Sie macht die besten Geschäfte, weil sie ein Mädel ist. Aber die Kälte ist so schlimm — es ist fürchterlich, nachts nach Hause zu gehen, Zurgis. Manchmal kommen sie überhaupt nicht nach Hause. Ich will heute versuchen, sie zu finden und zu schlafen, wo sie's tun; es ist so spät, und der Nachhauseweg ist so lang. Ich mußte gehen, und ich wußte nicht, wo es war —, und jetzt weiß ich auch nicht, wie ich zurückkommen soll. Aber Mutter sagte, ich müßte herkommen, denn Du wolltest es gewiß wissen, und vielleicht würde irgend jemand Deiner Familie helfen, nun sie Dich ins Gefängnis gesteckt haben und Du nicht arbeiten kannst. Und ich bin den ganzen Tag gegangen, um herzukommen — und ich hab' zum Frühstück nur ein Stück Brot gehabt, Zurgis. Mutter hat auch keine Arbeit, weil die Wurstabteilung geschlossen ist; und sie geht mit einem Korb in die Häuser und bettelt, und die Leute geben ihr was zu essen. Aber gestern hat sie nicht viel bekommen; es war zu kalt für ihre Finger, und heute hat sie geweint —“

So redete der kleine Stanislovas schluchzend weiter; und Zurgis stand da und klammerte sich an den Tisch und sagte kein Wort; es war ihm, als ob sein Kopf zerpringen müßte, als ob eine Last nach der anderen auf ihn gepackt würde und ihm das Leben ausquetschte. Er rang und kämpfte mit sich selbst — wie in einem fürchterlichen Traum, in welchem ein Mann Qualen leidet und weder die Hand aufheben noch schreien kann, obgleich er fühlt, daß er wahnsinnig wird, daß sein Gehirn in Flammen steht —

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Dr. C. Thesing.

Es ist eine durch lange Erfahrung bestätigte Tatsache, daß Leben nur dort sich zu erhalten vermag, wo eine bestimmte Reihe von äußeren und inneren Lebensbedingungen erfüllt sind. Zu diesen äußeren Bedingungen gehört das Vorhandensein gewisser Gase, wie Sauerstoff, Kohlenäure usw., von Nahrungsmitteln (Wasser), eine bestimmte Höhe der Temperatur und des Luftdruckes und so fort. Die inneren Lebensbedingungen bestehen in Erhaltung einer gewissen Struktur, wie sie jedem Organismus zukommt. Keine dieser Bedingungen darf gänzlich fehlen, ohne daß die Lebensmaschine sofort oder doch in einer kurzen Spanne Zeit zum Stillstande kommt und gestört wird. So verschiedenartig freilich die Organismen gebaut sind, so mannigfaltig sind auch die Störungen, welche durch Veränderung dieser Verhältnisse hervorgerufen werden.

Wenn wir den Körper eines Tieres oder einer Pflanze betrachten, so finden wir, daß das Protoplasma seiner Zellen stets reich an Wassergehalt ist. Durch Entziehung des Wassers wird der Zellsaft hart und zähe und die Lebensfunktionen treten in einen Zustand der Untätigkeit und Ruhe, ohne jedoch völlig erlöschen zu müssen, vielmehr können sie in vielen Fällen bei Zufuhr neuen Wassers wieder zu frischem Leben erwachen.

Manche Zellen vermögen sich in einem solchen Zustande der Ruhe eine große Reihe von Jahren am Leben zu erhalten. Die Sporen vieler Bakterienarten bewahren beispielsweise bis zu zehn Jahren ihre Lebensfähigkeit, und trocken aufbewahrte Getreidekörner und Grassamen konnten noch nach zwanzig Jahren zum Keimen gebracht werden. Unbegrenzt aber, wie viele meinen, ist diese Samenruhe darum doch nicht. Die so oft als Wunder angesehene Keimung der Weizenkörner aus den ägyptischen Pyramiden, die fünf Jahrtausende dort geruht haben sollen, gehört in das Reich der Fabel und hat sich als eine grobe Täuschung erwiesen. Sowie die Pyramidenführer merkten, daß sie für „Pyramidenweizen“ an den fremden Touristen willige und gut zahlende Abnehmer fanden, machten sie sich dieses bald zu nütze und schüttelten gewöhnlichen Weizen in großer Menge in die ehrwürdigen Wandenkammern ein. Kein Wunder, wenn dieser nach der Ausfaat kräftig keimte und gedieh. Der echte Pyramidenweizen zeichnet sich schon äußerlich durch seine fast schwarze Färbung aus und zerfällt in Wasser gebracht, zu einem unscheinbaren Pulver.

Seit langem bildete es bei den Forschern eine vielumstrittene Frage, ob bei ruhendem Samen die Lebenstätigkeit wirklich zum absoluten Stillstande gelangt sei, oder nur soweit herabgesetzt, daß wir sie mit unseren groben Sinnen nicht mehr wahrzunehmen

vermöchten. Ist wirklich noch aktives Leben vorhanden, so muß notwendig auch eine Atmung und Stoffwechsel stattfinden. Daß dieses in der Tat nicht der Fall ist, scheint ein Versuch von W. Koch einwandfrei zu beweisen.

In eine Glasröhre wurde eine große Menge von Pflanzensamen geschüttet, die Röhre luftleer gemacht und dann zugeschmolzen. Gäbe auch nur eine geringe Atmung stattgefunden, so müßten sich mit der Zeit wenigstens Spuren von Kohlenäure angesammelt haben. Als jedoch das Röhrchen nach Monaten geöffnet wurde, ließ sich selbst mit den exaktesten Methoden keine Veränderung nachweisen. Das Leben hatte demnach wirklich vollständig ausgesetzt und trotzdem waren die Körner keimfähig geblieben. Ein prinzipielles Bedenken scheint mir gegen diese Annahme auch nicht vorzuliegen. Ebensovienig wie man behaupten wird, daß ein fallender Stein, der durch ein Hindernis in seinem Wege zum Stillstande gelangt ist, jedoch weiter fallen kann, so wie das Gemmis aus dem Wege geräumt wird, dennoch nicht vollkommen ruht, sondern eine wenn auch unmerkbar geringe Bewegung besitzt, ebenso wenig hindert einen etwas, einen zeitweiligen absoluten Stillstand der Lebensfunktionen vorauszusehen.

Kann man aber derartige Organismen noch als lebendig bezeichnen? Wohl nicht! Denn zum Leben gehört auch das Vorhandensein von Lebensfunktionen! Aber auch tot darf man sie nicht nennen, tragen sie doch die Möglichkeit des Lebens in sich. Man muß also für sie eine neue Bezeichnung einführen und nennt sie am passendsten leblos oder scheintot.

Sehr schön stellte der bekannte Physiologe W. Preyer den Unterschied zwischen tot und leblos an dem Beispiele einer Uhr klar. Während der leblose Organismus einer Uhr vergleichbar ist, deren Feder wohl gespannt, deren Pendel aber angehalten ist, so daß es nur eines richtigen Anstoßes bedarf, um sie wieder in Gang zu setzen, gleicht das tote Tier, die tote Pflanze einer Uhr, deren Gangwerk unrettbar zerstört wurde.

Am überraschendsten tritt uns die Trockenstarre bei verschiedenen niederen Tieren entgegen, die man wegen ihres häufigen Vorkommens im Moose der Dächer oder im Schmutze der Dachrinnen, unter dem Sammelnamen der „Dachrinnenfauna“ zusammenfaßt.

Bereits gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts entdeckte der berühmte holländische Zoologe Antonius van Leeuwenhoek mit Hilfe seines selbstgefertigten Mikroskops, daß in dem Staube der Dachrinnen, auf bemoosten Felsen und Baumstämmen winzige Tiere lebten, welche zu unscheinbaren Staubteilchen einzutrocknen vermochten und bei Befeuchtung mit Regenwasser wieder auflebten. Neuere Untersuchungen haben diese lange Zeit angezweifelte Entdeckung vollauf bestätigt und sogar noch eine ganze Anzahl ähnlicher Lebewesen aufgefunden. Schüttet man zum Beispiel die Staubkruste von verdorntem Moose auf eine Glasplatte, feuchtet sie etwas an und beobachtet nun das Ganze unter dem Mikroskop, so bemerkt man bereits nach kurzer Zeit, daß einige der jacinthartigen Sandkörner aufquellen, sich zu fäden beginnen und deutliche Spuren selbständiger Bewegung zeigen. Nicht lange dauert es, dann ist an Stelle der Ruhe und des Todes reges Leben getreten und zahlreiche ungeschickte Warentierchen, zierliche Notatoren und winzige Amöben kriechen und schwimmen munter einher auf der Suche nach Nahrung. Läßt man jetzt das Wasser wieder verdunsten, so werden die Bewegungen dieser merkwürdigen Gesellen träger und schwerfällig, ihre Gestalt schrumpft zusammen und bald erblickt das Auge wieder nur Staubpartikelchen und unscheinbare Sandkörner.

Die Widerstandsfähigkeit dieser kleinen Organismen ist geradezu erstaunlich, und selbst aus Staubproben, die mehrere Jahre trocken aufbewahrt wurden, konnten noch Nader- und Warentierchen, ja sogar kleine Krebse zu neuem Leben erweckt werden. Doch nicht nur gegen Trockenheit, sondern auch gegen Hitze und Kälteeinwirkungen sind diese Tierchen fast unempfindlich. Alle diese Erscheinungen hat man als vortreffliche Anpassung an die besonderen Lebensverhältnisse zu betrachten. Denn da die Tiere in ihrem normalen Aufenthaltsorte, den Dachrinnen, nicht nur häufigem Wechsel zwischen starker Feuchtigkeit und gänzlicher Austrocknung ausgekehrt sind, sondern auch schußlos die brennenden Sonnenstrahlen, wie die Kälte des Winters überstehen müssen, konnten sie sich ohne diese hohe Widerstandskraft unmöglich erhalten.

Auch im Kreise der höheren Tierwelt findet man verschiedene Fälle von Trockenstarre. In vollkommener Weise ist sie bei den sogenannten Lurche- oder Lungenfischen ausgebildet, einer Fischgattung, die dadurch ausgezeichnet ist, daß ihre Vertreter nicht nur wie ihre übrigen Verwandten mittels der Kiemen zu atmen vermögen, sondern zu Zeiten, wenn ihre Wohngewässer eintrocknen, ihre Schwimmblase als Lunge benutzen und zur Luftatmung übergehen.

Beim Eintritt der Dürre bauen sich diese merkwürdigen Tiere aus Schleim und Schlamm eine feste Kapsel, in der sie zusammengerollt und kaum noch Lebenserscheinungen zeigend, die gefährliche Zeit überdauern. Oefters bereits wurden die Tiere aus ihrer tropischen Heimat in solchem Zustande nach Deutschland gebracht, kann doch dieser Scheintod mehrere Monate andauern. Werden dann die äußeren Bedingungen allmählich wieder günstiger und löst sich die Schlammkapsel im Wasser auf, dann erwachen die Schläfer allgemach aus ihrer Erstarrung, und wenn sie anfangs auch noch schlaftrunken und ungelent erscheinen, so haben sie doch

bereits in wenigen Stunden ihre natürliche Lebendigkeit wiedererlangt.

Es wäre nicht schwer, noch zahlreiche andere Beispiele von Trockenstarre aus dem Tierreich sowohl wie bei Pflanzen anzuführen und wenigstens ein Fall aus der Botanik soll hier noch Platz finden, ich meine das Wiedererwachen der kalifornischen Wunderblume *Selaginella rediviva*. Diese ist eine Aufstehungspflanze im wahren Sinne des Wortes. Monate, ja jahrelang mag das zierliche Gewächs zu einer unscheinbaren grauen Kugel zusammengeschrumpft irgendwo in einem Kasten gelegen haben, wenn man es dann herausnimmt, mit Wasser besprengt oder in einen Blumentopf pflanzt und tüchtig begießt, faltet es bereits nach wenigen Stunden seine Zweige auseinander, ergrünt und treibt junge Sprossen. Das momentane Auftreten einer üppigen Vegetation an den kahlen Felswänden der Nordfjällen nach heftigem Regenfall, von dem alle Reisende nicht genug zu berichten wissen, ist auf das plötzliche Wiedererwachen der *Selaginella* zurückzuführen.

Kleines feuilleton.

Vom papiernen Deutsch. Wenn die Bureaokratie schon gar keine Verdienste hat, das eine wird ihr niemand bestreiten: sie amüsiert uns gelegentlich durch ihr groteskes Wesen und vor allem durch ihren schwülstigen, steifen, aber auch kleintlichen und durch entbehrliche Fremdwörter enftellten Stil. Gewisse Formeln, die jedes Ohr beleidigen, führen in diesem Amts- und Juristendeutsch ihr abgesondertes Dasein, neigen aber dazu, auch außerhalb der Alten die Sprache zu verhungern. In der Monatschrift „Deutschland“ gibt sich eine reiche Zusammenstellung.

Der Stadtrat zu S. war kurz und schwülstig zugleich, als er folgenden Beschluß verfaßte: „Unter Erklärung des Verzichtes auf Erlass einer diesseitigen Strafverfügung vorliegende Anzeige bei Zuführung des Beschuldigten dem königlichen Amtsgericht zur weiteren Entschliebung zu überfenden.“ Richtiger und dabei ebenso verständlich wäre es gewesen, wenn die Behörde erklärt hätte, daß sie auf Erlass einer Strafverfügung verzichte, den Beschuldigten dem königlichen Amtsgericht zuführe und diesem die vorliegende Anzeige zur weiteren Entschliebung überfende. Ähnliches leistete sich das Polizeiamt zu L., als es auf eine Anfrage erwiderte: „Schmidt gelangte am 17. „hujus“ unbekannt wohin zur Ab-, seither anderweit hier selbst aber nicht wieder zur Anmeldung.“ Eine Probe vom reinsten Aktendeutsch gibt das Schreiben eines süd-deutschen Amtsgerichts: „In der Anlage beehre ich mich, die diesgerichtlichen Akten nebensiehenden Betreffs mit dem ergebensten Ersuchen zu überfenden, die Einbernahme (gemeint ist Vernehmung) des im Beweisbeschlusse vom 30. Oktober 1904 benannten Zeugen zu betätigen.“ — Auch die Rechtsanwälte sind verpflichtet, für die Reinheit der Sprache Sorge zu tragen. In ihren Klagen und Schriftsätzen bekommt man manche verunglückte Wort- und Satzbildung zu lesen, und auch Fremdwörter, die durch deutsche Ausdrücke leicht ersetzt werden könnten. In Sachen Müller gegen Schulze überreicht der Rechtsanwalt „Klagschrift in triplo“, im Kaufvertrage läßt der Notar den Käufer die Erklärungen des Verkäufers akzeptieren und ihn zugleich in produzierter Vollmacht seiner Ehefrau handeln; der Mandant erhält Bericht vom negativen Resultate der Beweisaufnahme und davon, daß der letzte Termin wegen kollidierender Termine zirkumduziert worden sei; seinem Nachbollmächtigsten stellt der Rechtsanwalt folgende Nachvollmacht aus: „Substitutorium, mittels dessen ich die mir in Sachen Kühn gegen Gerber übertragene Prozeßvollmacht Herrn N. N. substituendo übertrage!“ — Der Kläger läßt sich die adjektivische Weiterbildung in Klägerisch gefallen (schon Klingt's freilich auch nicht), der Beklagte nicht. Trotzdem wird beklaglich ebenso häufig angewandt wie Klägerisch. — An Verträgen verpflichtet sich zuweilen die eine Partei, die ge- und außergerichtlichen Kosten zu tragen. Ungeheuerlich, aber scheinbar unausrottbar! Etwas unbeholfen klingt die sehr gebräuchliche Wendung: „Kläger erhebt Klage wider den Beklagten, ladet den Beklagten zur mündlichen Verhandlung des Rechtsstreits.“ Ungeachtet und falsch ist es aber, nicht zur, sondern behufs mündlicher Verhandlung zu laden. Denn der Kläger ladet den Beklagten doch nicht, damit die mündliche Verhandlung stattfinde, sondern er fordert ihn durch die Ladung vorschrittsmäßig auf, zur, in die Verhandlung, die ja auch ohne sein Erscheinen stattfindet, zu kommen. Kommt der Beklagte nicht, so wird er auch heute noch ohne Gnade kontumaziert, nachdem der Kläger den grausamen Antrag gestellt hat, ihn mittels für vorläufig vollstreckbar zu erklärenden Urteils zu verurteilen, und die Zwangsvollstreckung hat er um so mehr zu fürchten, als sein Gegner auf der Gerichtsschreiberei eine möglichst ungehende vollstreckbare Ausfertigung bestellt hat. — Zwei Präpositionen nebeneinander zu stellen, vermeidet man am besten durch eine ellipsenartige Wendung oder durch einen Relativsatz. Dann braucht der Rechtsanwalt nicht zu sagen: „In bei der Gerichtsschreiberei niedergelegter Vollmacht“, und nicht Beweis anzutreten dafür, daß der Siegelpreis „auf unter 22 M. für das Tausend herabgejunten“ sei.

Kunst.

1. s. Miniaturen. Eine tote Kunst! Eine ganze Reihe von Jahrzehnten sind schon dahin, als die letzten Meister der Miniatur noch an ihren kleinen, subtilen Werken schufen, die uns wie eine Sonderbarkeit amuten, eine Erinnerung an eine Gesellschaft, die in galanten Abenteuern sich erschöpfte, die im Kostüm von Schärer und Schärerin einherging. Eine Zeit, die dahin ist.

Die Miniatur wird meist auf Elfenbeingrund gemalt; die Größe solchen Bildes schwankt zwischen der Größe eines Knopfes bis zum Umfang der Hand. Nur selten wird diese Ausdehnung überschritten und dann nähert sich das Bild dem Staffeleibild. Der Geist solcher Zeit, die an diesen kleinen Werken Gefallen fand, stimmt nicht mehr zu unserem Verlangen. Die Vorliebe für das Pretiose, Gespreizte war Voraussetzung dieser Liebhaberei. Jetzt bewahren nur noch die Sammler diese kleinen Kostbarkeiten und aus allen Ländern haben Friedmann und Weber (Kunstsalon, Königgräberstraße) jetzt die Schätze herbeigebracht. Ohne auf überflüssige Einzelheiten der zirka 1400 Bilder umfassenden Ausstellung einzugehen, sei nur das Wesentliche angedeutet.

Gewiß haben diese Künstler eine Ansammlung von Geschmacks und Fertigkeit an diese Bildchen verschwendet. Und sie entsprechen ihrer Zeit genau so, wie unsere höhere Kunst unserer Zeit entspricht. Man darf nicht verschiedene Zeiten so urteillos zusammenhalten. Auch wir haben Kleinmalerei. Und ebenso hatten jene Vergangenheit eine stärkere und größere Kunst neben diesem Sonderzweig.

Einnmal überrascht die reiche Fülle der Charakteristik. Wir sehen eine Galerie von Köpfen vorüberziehen, die alle scharf und markant geprägt sind. Wer weiß, ob heute noch Künstler so geduldig und genau sehn könnten. Das Feine, Gehauchte der leichten Farbengebung, das Durchschimmern des Elfenbeingrundes begünstigt diese lebendige Wirkung. Diese Kunst erregte der Zeit die Photographie. Und unsere Photographie muß sich heranhalten, um so viel Geschmacks und Können aufzuweisen, wie diese kleinen Bildchen, die nicht größer sind als eine Photographie.

Dann interessiert das Malerische. In reichster Fülle sehen wir getrennt die Leute in ihrem Kostüm absonderlich. Gesicht und Kleidung ist harmonisch abgestimmt. Schon dieser Wert, daß wir über Kostümfragen vergangener Zeiten hier so lehrreich und gründlich unterrichtet werden, würde genügen, um dieser Kleinmalerei ein Interesse zu sichern.

Hierbei kann man deutlich verfolgen, wie die Stilsprache der großen Kunst Einfluß auf die Miniatur ausübt. Wir unterscheiden deutlich die in lebhafteren Tönen schwebende französische, die ruhigere englische und die pridelnde österreichische Miniatur. Wir sehen die dunklere, holländische Malerei, die italienische und die französische Malerei ihren Einfluß ausüben.

Nicht zu unterschätzen ist auch der geschichtliche Wert. Die Zeitperioden ziehen in charakteristischen Gestalten an uns vorüber, von Jahrhundert zu Jahrhundert.

Norddeutschland steuerte am wenigsten zu diesen Schätzen bei. In Frankreich, in England, in Oesterreich blühte dagegen die Kunst der Miniatur. In diesen Ländern, in denen die Lebenshaltung eine reichere war, kam auch die Kunst besser weg. Entsprechend doch die Miniatur eher dem französischen, englischen, wie österreichischen Wesen, als dem norddeutschen. Am Ende des 16. Jahrhunderts sind es Knaut und Wessendorf, späterhin die Zeit Daniel Chodowiecki's, die die Miniatur pflegten. Als die Photographie erfunden wurde, war es mit der Miniatur aus. Denn diese neue Fertigkeit porträtierte den Menschen schneller, getreuer. Und so war es kein Wunder, daß diese Kunst starb, an der wir uns nur mit einem Gemisch von Fremdheit und kalter Interessiertheit erstrenen. Das einzige, was uns künstlerisch hieran noch interessiert, ist ein gewisser Stil, der sich hier im Lauf der Jahrhunderte herausgebildet. Eine Gleichartigkeit in der Form der Köpfe, eine Uebereinstimmung der Tönung, die schließlich schematisch werden, daß wir an den formalistischen chinesischer Bilder erinnert werden, was um so eigentümlicher wirkt, als wir doch hinter dieser Manier ein eigenes Leben, eine besondere Anschauung spüren. Um dieses Stils willen hat man den Versuch gemacht, diese Bilder zu vereinen. Ueberall, wo wir einen künstlerischen Stil finden, erwacht unser Interesse. Und das ist für uns das einzig-Lebensbedeute dieser toten Kunst, das stilistische Können, das schließlich hinter diesen Bildern steht. Wenn ein Künstler wie Delik auch versucht, diese tote Kunst zu beleben und selbst Versuche in dieser Richtung zeigt, so ist das eine Kuriosität. Zweifellos sind diese Köpfe charaktervoll, die farbige Behandlung entsprechend unserer modernen Schulung eigenartig und neu. Aber bewiesen wird damit nicht die Lebensfähigkeit der Miniatur, sondern das Geschick des Künstlers. Auch hier sehen wir ein Stillvermögen, das neue Tendenzen unserer modernen Malerei überträgt auf alte Art. Wir wüßten nicht, was wir damit machen sollten. Sie passen nicht in unsere Gegenwart. Wir urteilen damit nicht über den Künstler, sondern über die Kunst. Und wünschen, daß sich des modernen Künstlers Eigenart an anderen Dingen offenbare, die nicht so tot sind wie die Miniatur. Die Größe und der Ernst des Lebens wie der Gegenwartskunst haben uns Maßstäbe gegeben, zu denen diese kleinen Bildchen nicht mehr passen.

Gaustrwirtschaft.

Lampentocher. (Nachdruck verboten.) Mit der kälteren Jahreszeit stellt sich naturgemäß das Bedürfnis ein, jede nur

irgendwie benutzbare Wärmequelle soweit als möglich zu verwerten. Wenn nun auch heute Gasofeueinrichtungen fast in keinem modernen Hause mehr fehlen, und dadurch das Feuerhalten auf dem Kochherd nicht mehr auf den ganzen Tag ausgedehnt zu werden braucht, so wird im ganzen genommen der Kostenpunkt durchaus nicht geringer, im Gegenteil, die Bequemlichkeit, welche durch den Wegfall des Feueranmachens und der darauf verwendeten Zeit erzielt wird, muß häufig teuer bezahlt werden. Eine solche Gasheizung ist manchmal ein ganz gewaltiger Schlag ins Kontor, und schon manche Hausfrau ist sehr schnell wieder zu dem unbequemen Kochherd zurückgekehrt. Im Sommer mögen die Gasofeueinrichtungen noch gehen; aber im Winter, wenn außerdem noch geheizt werden muß, wird das Vergnügen zu kostspielig, da die Gasflammen wohl für Erwärmung des Raumes sorgen, so lange gelocht wird. Aber noch nicht zehn Minuten nach dem Ausdrehen ist die Küche der reinste Eiskeller, in welchem die notwendigsten Berrichtungen kaum ausgeführt werden können. Man mühte also noch besondere Gasheizrichtungen vorsehen. Gewiß gibt es solche Einrichtungen, welche die bei dem Kochen entstehenden Abgase, die sogenannten Heizgase, noch nutzbar machen. Aber der gewöhnliche Sterbliche wird solche in seiner Wohnung nicht finden; es bleibt ihm also nichts weiter übrig, als zum Kochen Gas zu verbrennen und zum Heizen auch noch. Kommt dann auch noch die dritte Verbrauchsform für Gas hinzu, die Beleuchtung, so reißt dies tollends ein großes Loch in den Geldbeutel. Trotz alledem kann man im Winter häufig die Beobachtung machen, daß es im Zimmer erst gemächlich wird, wenn abends schon eine Stunde die Lampen brennen, jedenfalls ein Beweis, daß diese eine ziemlich gute Wärmequelle sind. Wenn man nun auch das Konto für Beleuchtung als ein unermessliches betrachtet, so läßt es sich doch mit geeigneten Einrichtungen, wenn auch als solches nicht herabdrücken, so doch noch für andere Zwecke nutzbar machen. Es brauchen durchaus keine geizigen alten Tanten und Junggesellen zu sein, welche ihren Tassenlopf über die Lampe halten und ihren Kaffee wärmen, auch in der Familie ist solche Oekonomie möglich, denn es sind ziemliche Quantitäten von Wärme, welche hier fast nutzlos verloren gehen. Sie verlieren an Heizwert für das Zimmer gar nicht so sehr viel, resp. der zum Wärmen oder Kochen verbrauchte Teil ist durchaus nicht so groß, daß sein Verlust bemerkbar würde.

Es gibt nun eine ganze Reihe solcher Lampenofeueinrichtungen, welche die Flamme der Lampe lediglich zum Kochen benutzen, wie beispielsweise bei den nicht so beliebten Petroleumkochern. Diese sollen hier nicht in Betracht gezogen werden, da bei ihnen das Kochen Selbstzweck ist, während hier nur von solchen Einrichtungen die Rede sein soll, bei denen die aus dem für andere Zwecke verbrauchten Brennmaterial frei werdende Wärme ausgenutzt wird, d. h. eine in gewissem Sinne gänzlich kostenlose Wärmequelle. Auch solche Lampen, welche allerdings als Lichtquelle gebraucht werden, aber durch besondere Einrichtungen sich umwandeln lassen, wenn ihre Benutzung als Heizquelle gewünscht wird, können hier ebenfalls nicht in Frage kommen, sondern nur solche Lampen, welche gleichzeitig Lichtquelle und Wärmequelle sein können.

Unter diesen ist dann wieder ein Unterschied zu machen, ob sie ihrer Form und Anordnung nach zur Lichtquelle bestimmt sind und nur durch Hinzufügung gewisser Einrichtungen als Nebenzweck zur Heizquelle gemacht werden, oder ob sie zuerst oder hauptsächlich als Heizquelle dienen sollen und nur nebenbei die Benutzung als Lichtquelle gestatten. Zur ersteren Gruppe gehören alle die Lampenofen, welche als gesonderte Apparate auf eine gewöhnliche Tischlampe gesetzt werden. Diese scheiden sich dann auch noch wieder in mehrere Gruppen. Es gibt Apparate, welche sich auf den oberen Rand des Zylinders stützen. Diese sind in bezug auf ihr Gewicht allerdings leidlich gut versorgt, da der Zylinder unten fest aufsteht, dafür läßt aber die Sicherheit in der seitlichen Stützung viel zu wünschen übrig. Etwas besser sind schon diejenigen, welche sich auf den oberen Rand der Glocke stützen; es bleibt hier jedoch wieder der Uebelstand, daß das ganze Gewicht sich auf die fast wagerecht stehenden Blockenträger legt, diese also jedenfalls bald leiden. Der gleiche Uebelstand ist zu bemängeln, wenn das Kochgeschirr durch einen Zwischenring auf die Mitte der Glocke gestützt wird. Die zweite Kategorie sind Lampen ohne Fuß, welche mit einem die Kochgeschirre aufnehmenden Gestell auf einer flachen Unterlage montiert sind. Allen Anforderungen entsprechende Einrichtungen gibt es tatsächlich noch nicht.

Kulturgeschichtliches.

Die Verwendung tierischer Körperteile als Heilmittel ist keine Erfindung der Neuzeit. Ebenso wie man heutzutage bei Neurasthenie, Hysterie, Epilepsie und Weitsicht das Cerebrin, ein aus Kalbshirn hergestelltes Präparat verabfolgt, so wurde im Altertum und Mittelalter das Gehirn von Löwen, Eichhörnchen, Eseln, Eulen und Raben getrocknet, pulverisiert und bei Kopfschmerz, Schwindel und Krämpfen in Anwendung gebracht, während das Schafhirn in Fällen von chronischer Schlaflosigkeit als Heilmittel diente. Professor Magnus in Breslau hat jetzt darauf aufmerksam gemacht, daß in früheren Zeiten auch die Leber, die Milz, die Lungen und andere innere Organe verschiedener Tiere benutzt wurden, um Leiden der betreffenden Or-

gane zu bekämpfen. Auch das Blut galt seit den ältesten Zeiten als Heilmittel. Offenbar gehen diese Heilversuche der volkstümlichen Medizin auf die Zeit zurück, da die Darreichung einer Medizin die Fütterung des bösen Geistes, der in den Kranken gesessen war, bedeuten sollte. Der Glaube, daß das Leben oder die Seele an das Blut, den Speichel, den Samen usw. gebunden sei und demgemäß jedem Körper, der sie enthält, einverleibt ist, veranlaßte eine Darreichung dieser vom Menschen gewonnenen Stoffe an Kranke. Der Indianer ist heute noch die Leber seines Feindes in dem Glauben, hierdurch an Tapferkeit zu gewinnen. Es ist unentschieden, ob er damit nicht den Gedanken verbindet, daß die Leber seines Feindes etwas von dessen Stammesseele enthält und daß die Seele seines Stammes durch dieses Mahl eine Stärkung erfährt.

Humoristisches.

— Die Partracht der Goetheschen Erzengel. Auch im Berliner Schauspielhause werden nunmehr — nach dem löblichen Vorgange Wiens — die Rollen der drei Erzengel im Goetheschen „Faust“ von Männern gespielt. Herr v. Hülsen hat sofort folgende Verfügung bezüglich der Partracht erlassen:

Im allgemeinen haben die Erzengel, da sie in einem dienenden Verhältnis zum Herrn stehen, glattrasiert zu erscheinen, doch kann in Ausnahmefällen der Baby-Wart oder auch Modell 1870 (sogenannte Kaiserfotolekten) in Frage kommen.
v. Hülsen, Generalintendant der königl. Schauspiele.

— Der deforierte Hoffriseur. „Was? bloß Kronenorden vierter? — den kriegt ja heutzutage jeder Universitätsprofessor!“

— Verlorenes Fleisch. Chicagoer Schweinekönig (von der Niedermeglung der Rassen durch die Engländer lesend): Schade, was ließe sich da für „Corned Beef“ draus machen!
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Im Lustspielhaus wird am Sonnabend nachmittag 1/2 Uhr als erste Märchenvorstellung „Gänseleise“, Text von Rosa Dobillet, Musik von Franz Reumann, gespielt werden.

— Frank Bedelinds Jugendwerk, die Kindertragödie: „Frühlings Erwachen“, wird ihre Premiere am 20. November in den Kammerspielen des Deutschen Theaters erleben.

— Ernesto Hoffis Oper „Il Viandante“ (Der Wanderer) wird am 7. Dezember am Hof- und National-Theater in Mannheim zur Uraufführung gelangen.

— Die köstliche Komödie: „Kater Lampe“ von Emil Rosenow entfehlte in der Wiener Freien Volksschule Stürme von Fröhlichkeit.

— Der Schriftsteller und Lehrer Rudolf Gadow, der Verfasser des „Naturparkes“, erhielt von seinen christlichsozialen Wiener Lehrerkollegen eine Enttäuschungserklärung, weil er in seinem Stücke das freiberische Eluquentum — leider viel zu schwächlich — gebrandmarkt hat.

— Andrejews Drama: „Das Leben des Menschen“ wird zur Zeit im Moskauer Künstlerischen Theater einstudiert. In vier symbolischen Bildern wird des Menschen Geburt, Liebe und Armut, sein Glück und sein Tod veranschaulicht.

— Ein römisches Kulturdenkmal, das einzig in seiner Art ist auf deutschem Boden, die Reste einer römischen Wasserleitung vor den Toren von Mainz, ist nach der „Frankf. Ztg.“ in Gefahr, von der Profitgier der Terrainspekulanten entstellt zu werden. Sie wollen die 60 Pfeiler in eine moderne Straße einbeziehen. Was sich sehr schön ausnehmen wird.

— Auf der internationalen Kunst- und Gartenbauausstellung, die 1907 in Mannheim stattfindet, werden neben Gartenbau und Gartenkunst in Deutschland auch Orchideen, Kakteen, Farne und Tropenpflanzen sowie Gemüse vorgeführt werden.

— Eine ganz respektable byzantinische Verschaudelung eines Liebes leisteten sich einige Münchener Helbenaturen, die bei der Eröffnung des Deutschen Museums den Kaiser anzufingen hatten: „Herr, mach' uns frei!“ heißt es in dem niederländischen Dankgebet von Kremsier. Statt dessen sangen die Gimpel: „Herr, steh' uns bei!“

— Das Ländergebiet der Vereinigten Staaten bedeckt nach den letzten amtlichen Berichten, die in Washington herausgegeben wurden, 3 026 789 englische Quadratmeilen. Alaska ist mit 590 884 Quadratmeilen angegeben, die Philippinen mit 115 026, die Hawaii-Inseln mit 6449 Quadratmeilen, Porto Rico mit 3435, Guam mit 210, Samoa mit 77 und die Panamafanalzone als die letzte Vergrößerung der Vereinigten Staaten mit 474 Quadratmeilen.